

Leseprobe

Toine Heijmans
Irrfahrt

Roman

Deutsche Erstausgabe

Aus dem Niederländischen von Ilja Braun

Mit 11 Illustrationen

192 Seiten. Gebunden

18,00 € [D]/18,60 € [A]/25,90 sFr.

ISBN 978-3-7160-2675-5

www.arche-verlag.com

2



hyborøn liegt vierundvierzig Stunden zurück. Zweihundertdreißig Seemeilen Entfernung. Die ganze Reise spielt keine Rolle mehr. Jetzt kommt es darauf an, dass alles heil bleibt.

Noch ist es das. Das Boot sieht prächtig aus. Ein aufgeräumtes Deck. Stolze Segel. Die Kajüte ist niedrig, ich kann gerade aufrecht darin stehen. Durch die kleinen Bullaugen sehe ich das Meer, als ob ich ein Teil davon wäre. Als ob ich drin schwimmen würde.

Die Kajüte ist so klein, dass ich Hände und Füße gegen die Wände stemmen kann, wenn das Wetter schlecht wird. An Backbord ist die Kombüse, ein Gaskocher auf einem Ofen, der so aufgehängt ist, dass er mit jeder Welle vor- und zurückschaukelt. Der Ofen hat Seemannsbeine. So kann man auch kochen, wenn es stürmt.

In der Kajüte hängt der vertraute muffige Geruch. Ich finde mich blind zurecht: die Seekarten flach auf dem Kartentisch, der Überlebensanzug an einem Haken. Ein gefütterter, roter, wasserdichter Overall, der dazu dient, mich etwa eine Stunde am Leben zu erhalten, falls ich über Bord gehe. Erst hing er in der Koje.

Ich habe ihn weggenommen, weil Maria das wollte. Sie hatte von dem Anzug geträumt. Eine neben ihrem Bett baumelnde Leiche.

Kinder unterscheiden weniger klar zwischen Traum und Wirklichkeit. Es wäre gut, wenn Erwachsene das auch öfter mal so hielten. Die Wirklichkeit ist manchmal ein Traum, würde ich sagen. Und umgekehrt.

Am ersten Abend unserer Segeltour stand Maria plötzlich im Niedergang.

»Ich kann nicht schlafen«, sagte sie. »Es quietscht und knarrt überall.«

»Das geht mir auch immer so in der ersten Nacht auf See«, sagte ich.

»Darf ich bei dir bleiben?«

»Morgen. Jetzt leg dich erst mal wieder hin. Auf See muss man schlafen, das ist wichtig.«

»Aber dann musst du den Toten da wegnehmen. Das Ding da. Das ist so gruselig.«

»Gut, ich hänge ihn weg.«

Ich nahm den Überlebensanzug vom Haken. Dann brachte ich Maria wieder in die Koje, steckte sie ins Bett und sang ihr Lieder vor, die ich ihr schon als Baby vorgesungen hatte. Sie schlief ein.

Ein einziges Mal ist sie noch wach geworden in jener Nacht. In der nächsten Nacht gar nicht mehr.

Maria ist ein starkes Kind. Sie hat nur selten Angst. Zumindest keine Erwachsenenangst, die sich wie ein Eisenring um den Kopf legen kann. Kinderangst ist anders. Die lässt sich leicht vertreiben. Wie eine Lampe,

die man an- und ausknipst: Man braucht bloß etwas vorzusingen oder sich eine Geschichte auszudenken, schon muss Maria lachen und schläft ein.

Richtige Angst bekommt man erst später.

Jetzt schläft sie, und ich muss mich gegen meine eigene Angst zur Wehr setzen. Ich muss ruhig bleiben. Wenn ich selbst ruhig bin, bleibt auch Maria ruhig. So funktioniert das bei Kindern.

Ich steige aus der Kajüte, greife die Pinne und schaue aufs Meer und in die Nacht. Die Schieferwolken sinken herab. Es ist kein schöner Anblick, die Wolken kommen mir vor wie Soldaten. Sie bringen sich in Stellung. Gleich kommt der Sturm, da bin ich jetzt sicher.

Ich muss ihr das Ölzeug hinlegen, für den Fall, dass sie gleich wach wird und hochkommt. Ich muss ihr erklären, dass das letzte Stück bis nach Hause ein bisschen unangenehm wird. Ein bisschen rucklig. Das Boot wird krängen und sich weit auf die Seite legen, sie wird sich festhalten müssen. Das wird sie schon verstehen. Sie wird fragen, ob sie davon seekrank wird.

Es ist kalt hier draußen. Ich schaue in den Himmel. Ich muss eine Entscheidung treffen. Weiterfahren kann gefährlich sein. Der Sturm treibt mich vielleicht auf eine der Sandbänke, die hier rundum liegen, unsichtbar, wie schlafende Wale. Auf der Seekarte schaue ich nach den Untiefen, den Fahrrinnen, den Sandbänken, der nicht mehr weit entfernten Insel. Es sind viele Wracks eingezeichnet.

Ich will nach Hause.

Ich kann Hagar nicht noch länger warten lassen. Sie macht sich bestimmt Sorgen und vermisst ihre Tochter. Mich vermisst sie vielleicht auch. Es ist lange her, dass ich mich so nach Hagar gesehnt habe.

Eigentlich müsste ich erschöpft sein. Zwei Nächte ohne Schlaf, und ich bin völlig klar im Kopf. Aber ich traue der Sache nicht. Ich fühle mich einfach zu gut. Ich bin zu stark. Es geht zu leicht. Ich habe alles im Blick. Aber wie durch ein Fenster aus zerkratztem Plexiglas. Ich spüre alles, ich erinnere mich an alles. Ich bin noch nie gut darin gewesen, vorauszu denken, zu Hause nicht, und hier auch nicht. Handy in den Backofen. Logbuch bereithalten. Entscheidungen treffen. Eine Schachpartie auf See. Und Maria ist als großes Opfer mit an Bord.

Heute Nacht habe ich eine Kinderstimme gehört. Es war nicht ihre. Ich konnte die Stimme nicht verstehen. Aber sie war da. Ich bin an Deck gegangen, um zu suchen, und habe ins Kielwasser geschaut, aber da war kein Kind zu sehen. Vielleicht waren es bloß meine eigenen Gedanken, die ich da gehört habe.

Ich denke zu viel nach. Ich muss den Überblick behalten und eine Entscheidung treffen. Entweder den Sturm abwarten oder schnell nach Hause segeln.

Ich treffe eine Entscheidung.

»Wir bleiben hier und warten«, sage ich laut zu mir selbst. »Ich muss einen Aufschießler machen, das Boot stoppen und den Anker werfen. Beim ersten Morgen-

licht fahren wir weiter. Bloß nicht am Ende noch Fehler machen. Du bist müde, auch wenn es dir nicht so vorkommt. Du siehst Dinge, die gar nicht da sind, du hörst Kinderstimmen. Du mußt bei der Sache bleiben. Du hast es versprochen.«

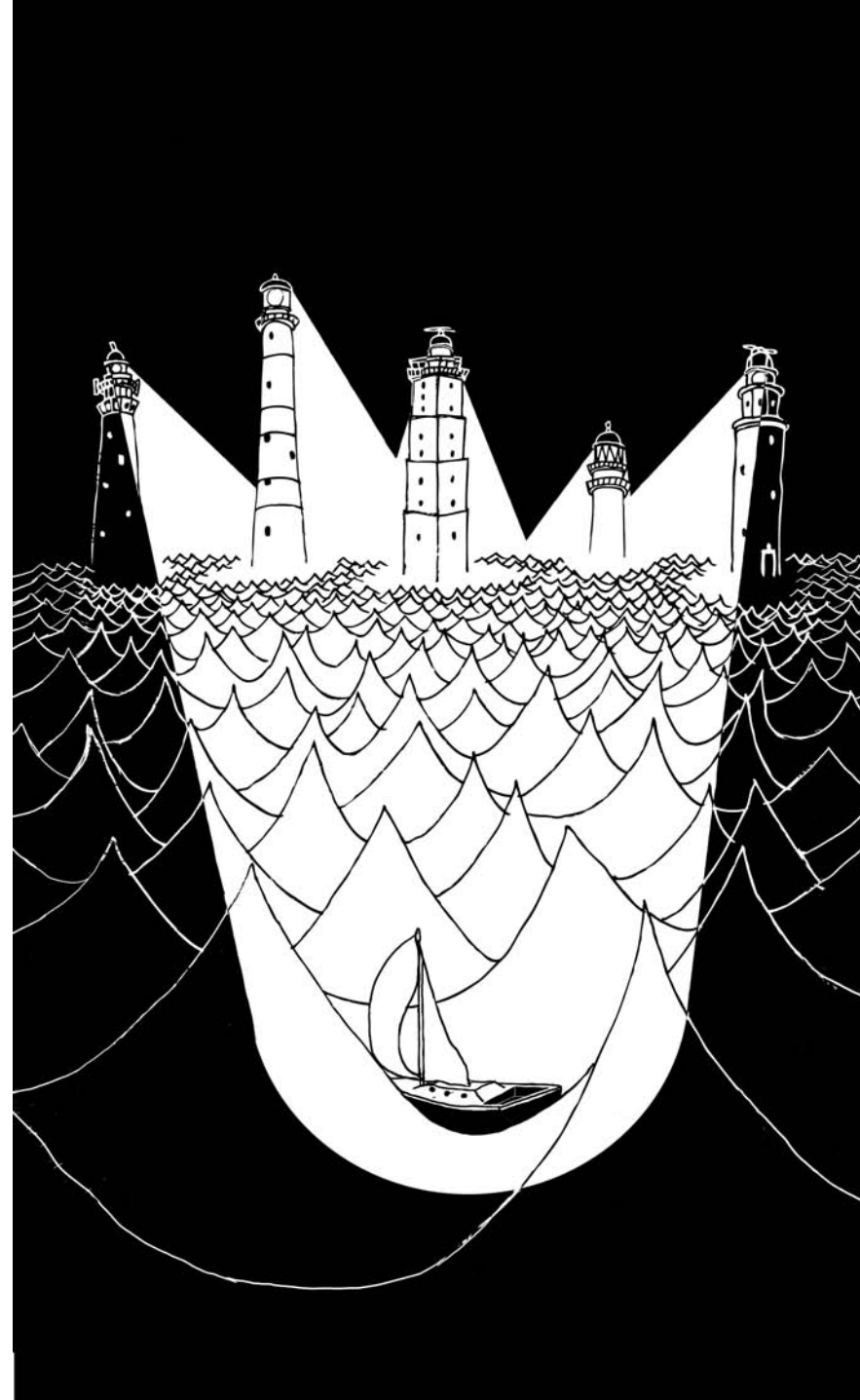
Die Wolken hängen jetzt so tief, dass ich die Spitze des Mastes nicht mehr sehe. Die See darunter liegt regungslos. Ich brauche nicht aufzuschießen, das Boot hält den Atem an. Das Wasser scheint zu Beton erstarrt. Die Wolken haben die See geplättet, den Wind eingesaugt. Die Segel hängen schlaff in ihren Lieken. Ich muss sie einholen und den Motor anwerfen. Falls gleich der Sturm kommt.

Aber erst starre ich zu den Inseln. Sie sind ganz nahe. Ich kann sie schon sehen: kleine Hügel, die sich dunkel im Wasser abzeichnen. Wie von Kinderhand aus schwarzem Karton geschnitten und in die Nacht geklebt.

Noch ist es still, aber gleich kommt der Wind.

Ja, das wird jetzt das Beste sein: auf See bleiben und abwarten, bis der Wind aufzieht und sich wieder legt. Hier hat mein Schiff genug Platz. Hier kann es die Wellen abreiten, ohne aufzulaufen. Ein Schiff, das aufläuft, ist verloren. Es wird durch schäumende Brecher auf immer höheren Grund getragen, und wenn es kaputt ist, zieht das Wasser sich zurück und sucht eine neue Beute.

Ich sehe fünf Leuchttürme. Jede Insel hat einen. Unbeirrbar, fast schon begierig kreisen ihre Lichter.



Fünf Irrlichter, die mein Boot an Land locken wollen. Komm her, sagen sie, komm her. Nein, hier bin ich richtig. Hier ist das Leben besser als dort.

Wärter sitzen in den Türmen. Ich weiß, dass sie mich sehen mit ihrem Radar, mit ihren Ferngläsern. Wahrscheinlich haben sie mich schon geplottet auf ihren Radarbildschirmen, ein Punkt mit dem Namen meines Boots daneben. *Ismael, Segeljacht, Callsign PB3356*. Vielleicht hat der Leuchtturmwärter eine Notiz gemacht, für den Kollegen, der ihn gleich bei der Nachtschicht ablösen wird. Auf so einem gelben Klebezettel. Mit Bleistift, zum Wegradieren.

Still liegende Jacht oberhalb des Stortemelk. Im Auge behalten.

Alle Auffälligkeiten notieren. Das haben sie gelernt, die Leuchtturmwärter.



Wenn mein Boot hier liegen bleibt, so nahe an der Insel, wird ein Leuchtturmwärter mich anfunken und fragen, was das soll. Antworte ich dann oder nicht?

Vierundvierzig Stunden war ich außer Sicht, und jetzt saugt die Welt mich wieder ein. Mit allem, was dazugehört. Leuchttürme, Radar, Ferngläser, Leitfeuer, Nachtsicht, Tonnen, Seefunk, Handys. Die Adleraugen der Leuchtturmwärter. An unsichtbaren Drähten ziehen sie mich aufs Land. Ob ich will oder nicht. Mit vereinten Kräften hieven sie mich heraus. Und wenn es nicht die Menschen tun, dann die Flut. Bald wird die Flut mein Boot einsaugen, in das Seegatt zwischen Terschelling und Vlieland. Das Wasser wird mich durch die Fahrrinnen und Priele tragen. So muss es sein. Man kann nicht ewig weitersegeln; irgendwann wollen sie einen wieder an Land haben. So habe ich es auch mit Hagar abgesprochen: Ich komme auf jeden Fall zurück.

Wenn ich mich an diese Abmachung nicht halte, werden sie mein Boot hineinschleppen. Zurück zu den Menschen und ihren Dingen. Man kann ausfahren,

aber irgendwann muss man wieder in einen Hafen einlaufen. So ist das nun mal geregelt in der Welt. Die Boote, die für immer draußen bleiben, sind die gesunkenen.

Außerdem war ich nun lang genug unterwegs.

Mit Hagar habe ich lange darüber gesprochen, warum ich Maria mitnehmen wollte. »Ich möchte Maria etwas beibringen«, sagte ich zu Hagar. »Ihr zeigen, dass man auch anders leben kann. Dass man keine Marionette zu sein braucht, wenn man nicht will. Keine Puppe an Fäden, die andere in der Hand halten, nicht abhängig davon, was sich gehört, was als akzeptabel oder normal gilt. Ich möchte ihr zeigen, dass es eine andere Welt gibt, mit anderen Regeln. Ihr zeigen, wie es ist, auf dem Meer zu leben.«

Ich fand diese Worte selbst ziemlich übertrieben, aber sie wirkten. Eine Zeit lang sträubte sich Hagar gegen meinen Plan. Aber dann durfte Maria plötzlich doch mit.

»Hör auf mit deiner Marionette«, sagte Hagar. »Du willst einfach mal was Verwegenes mit deiner Tochter unternehmen. Sag das doch. Das versteh ich schon.«

Hagar, die Mutter. Meine Frau. Sie ist nicht weit weg. Ich könnte sie jetzt anrufen oder ihr eine SMS schicken. Über einen Funkmast auf dem Festland bekomme ich bestimmt ein Netz. Auf all diesen Leuchttürmen stehen Mobilfunkmasten. Bestimmt, bei so vielen Antennen.

Ich könnte das Telefon aus dem Ofen holen, aber

der Akku ist fast leer. Ich habe das Ding die ganze Reise über an gelassen, auch wenn es keinen Empfang hatte. Schon eine Stunde, nachdem ich aus Thyborøn ausgelaufen war, stand »Kein Netz« auf dem Display, und trotzdem habe ich es nicht ausgeschaltet. Vielleicht aus Faulheit. Besonders vernünftig war es nicht.

Manchmal tut man Dinge, von denen man weiß, dass man sie besser nicht tun sollte. Aber man tut sie trotzdem. Ich habe mich schon öfter gefragt, warum das so ist.

Manchmal stecke ich einen falschen Palstek in eine Leine, von dem ich weiß, dass er nicht halten wird. Und trotzdem lasse ich ihn so. Wenn er sich dann löst, ist es meine eigene Schuld. Niemand sonst hat den Palstek gebunden. Er geht auf, und ich denke: Siehst du wohl? Der war nicht fest. Wusst ich's doch. Und dann mache ich es wieder.

Ich steige zurück in die Kajüte, öffne den Ofen und hole das Telefon heraus. Es hat Empfang. Eine kleine rote Lampe leuchtet auf, und es gibt Töne von sich: eine SMS, eine Mail, eine Sprachnachricht – ich will das Ding am liebsten ausschalten, damit ich nicht an zu Hause denken muss, wo sich alle gegenseitig SMS und Mails und Sprachnachrichten schicken, wo es Millionen kleine Blinklichter auf Millionen von Handys gibt.

Ich schaue auf das Display.

Eine der vielen SMS kommt von zu Hause. Es ist die einzige, die ich öffne. Verschickt drei Stunden nach unserer Ausfahrt aus Thyborøn.

Von: HAGARmob
Alles in Ordnung? x H

Regentropfen fallen auf das Display, durch den Niedergang. Es sind feine Tröpfchen, fast noch Nebel. Ich steige die Kajütentreppe hinauf und schaue nach draußen. Das Boot liegt in Dunst gehüllt. Das Meer ist spiegelglatt. Die Insel kann ich nicht mehr sehen, wohl aber das Licht des Leuchtturms. Es ist ein fahles Licht. Als würde dort jemand stehen und eine Öllampe schwenken.

Ich starre auf das Display des Handys.
Ich schreibe eine SMS.

An: HAGARmob
10 Meilen vor Tersch. Will Morgen
abwarten. Alles ok an Bord, aber
Regen. ETA Harlingen 12.00. Macht
Spas zus. xxx

Die Antwort kommt sofort. Hagar hat ihr Telefon anscheinend neben dem Bett liegen. Wahrscheinlich hat sie die ganze Nacht wach gelegen, genau wie die vorige; wahrscheinlich hat sie ein Buch gelesen, ohne wirklich darin zu lesen, und hat im Fünf-Minuten-Takt auf ihr Telefon geschaut, ob eine Nachricht von mir gekommen war. Bestimmt hat sie sich Sorgen gemacht und angefangen, ein Buch zu lesen, um sich abzulenken. Ich frage mich, ob ihr das gelungen ist.

Hagar ist eine starke Frau, aber manchmal gibt sie vor, stärker zu sein, als sie ist. Das muss ich in Zukunft stärker beachten.

Ich denke nie gründlich genug über solche Dinge nach.

Und wenn doch, ist es oft schon zu spät. Genau wie bei dem Palstek.

Wenn ich etwas will, zum Beispiel Maria mitnehmen auf die Nordsee, dann mache ich das auch. Dann schiebe ich die von Hagar und dem Rest der Welt vorgebrachten Bedenken einfach beiseite, mit allen Gründen, die mir auf die Schnelle einfallen. Ich wollte Maria mitnehmen auf See. Vater und Tochter. Von Dänemark in die Niederlande, von Thyborøn nach Hause. Achtundvierzig Stunden fernab der Welt. Ja, das war ein verwegener Plan. Was wäre verwegener, als mit der eigenen Tochter über die Nordsee zu segeln? Es ist alles gut gegangen, es war ein schöner Törn, aber vorher weiß man das schließlich nicht. Man weiß es immer erst hinterher. Letztlich ist es auch für mich eine Erleichterung, dass es so gut gelaufen ist.

Hagar wollte sich nicht anstellen, uns nicht dauernd in den Ohren liegen. Die Mutter, die überall Gefahr wittert, für ihre Tochter und ihre Familie. Die Angst hat, dass ihr Kind sich die Jacke schmutzig macht.

Hagar nimmt sich etwas vor und zieht es durch, auch wenn sie sich selbst damit quält. Beschlossen ist beschlossen.

Maria wollte nichts lieber, als mit mir zur See zu fahren. Ich stelle mir vor, wie wohl der Abschied der beiden verlaufen ist. Das war sicher nicht leicht. Hagar wird für Maria die Tasche gepackt haben. Maria wird durchs Zimmer gelaufen sein und immer wieder gerufen haben: »Ich fliege zu Papa, ich fliege zu Papa.« Bis Hagar sie zum Flughafen gebracht hat.

Und als sie wieder nach Hause kam, war sie allein.

Ich nehme an, Hagar hat sich tagelang schlecht gefühlt, ohne es sich anmerken zu lassen. Vielleicht fühlt sie sich immer noch schlecht. Das kann ich schon verstehen. Sie hat mir ihre Tochter ausgeliefert, mir, ihrem Mann. Das Wertvollste, was sie besitzt, hat sie jemandem ausgeliefert, dem sie zwar vertraut, aber der vorher auch nicht wusste, wie die Sache ausgehen würde, Vater und Tochter zusammen auf See. Es muss ihr vorgekommen sein, als hätte sie ihre Tochter in eine Flasche gesteckt und an der dänischen Küste ins Meer geworfen. Eine Flaschenpost, von der man nur hoffen kann, dass sie eines Tages irgendwo an Land gespült wird.

Und jetzt ist ihre Tochter auf See, unerreichbar für die Arme und Blicke ihrer Mutter. Es macht sie bestimmt ganz krank. Ja, sie nimmt wahrscheinlich Paracetamol gegen die Kopfschmerzen. Wenn Maria bloß mal eine Nacht bei einer Freundin schläft, bekommt Hagar schon Kopfschmerzen.

Aber für Schuldgefühle ist es zu spät. Ich habe Maria mitgenommen. Jetzt muss ich zeigen, dass es

die Sache wert war. Ich muss Hagar zeigen, dass ihre Sorgen grundlos waren.

Wie sehr eine Mutter an ihrer Tochter hängt, ist für den Vater nicht zu verstehen. Bei Kindern denken Mütter anders als Väter. Hagar hat sich schon in ihrer Jugend vorgenommen, eines Tages Mutter zu werden. Sie hat ihre Kinderpuppen aufgehoben, für Maria. Das ist das Geheimnis der Mütter: Erst bekommen sie die Puppen von ihren Müttern, dann wollen sie eigene Puppen, dann wollen sie Kinder, und die Kinder bekommen auch wieder Puppen. Und Kinder. So reihen sich die Generationen aneinander.

Trotzdem habe ich es getan. Ich habe meine Tochter mitgenommen. Es war eine Entscheidung. Und wenn man Entscheidungen trifft, muss man sie auch umsetzen. Es war eine gute Entscheidung. Ein fantastischer Törn über eine fantastische Nordsee. Dort drüben liegt schon Terschelling.

»Es ist nicht mehr weit bis nach Hause«, sage ich zu mir selbst. »Jetzt kurz noch bei der Sache bleiben. Kurz noch abwarten, was aus diesen Wolken wird. Das ist alles.«

Das Handy gibt einen Ton von sich. Eine sms.

Von: HAGARmob

OK. Viel Spass.



Das Boot fängt zu schaukeln an. Der Überlebensanzug rutscht langsam vor der hölzernen Schott hin und her, an die ich ihn gehängt habe. Da ist er also, der Wind.

Ich lege das Handy zurück in den Ofen und gehe an Deck. Hinter dem Boot schiebt sich ein kleiner Frachter vorbei, ein Schemen mit Positionslichtern. Den hatte ich nicht gesehen. Ich hätte besser aufpassen müssen. Ich muss die Routine einhalten: alle zehn Minuten nach anderen Schiffen Ausschau halten.

Das Wasser ist jetzt nicht mehr glatt, sondern schon in nervöser Bewegung. Es wellt sich, bildet Falten wie Haut auf der Stirn. Ich darf nicht vergessen, wie schön es hier ist und dass alles geklappt hat. Ich muss mir das alles merken und darf es nie wieder vergessen. Maria und ich. Bald kommt der Morgen. Bald wird sich meine Müdigkeit in seinem Licht auflösen. Dann kann ich wieder klar sehen. Klar denken.

Ein dünner Streifen am Horizont. Dort endet die Nacht. Auch die Wolken können den Morgen nicht aufhalten. Wenn die Sonne wieder scheint, werde ich Maria wecken. Ich werde ihr eine Scheibe Brot mit

Schokostreuseln geben, eine Scheibe weißes Toastbrot. Ihr die Robben zeigen auf den trockengefallenen Sandbänken. Ich werde ihr die Pinne geben, und lachend wird sie das Boot nach Harlingen lenken. Ich darf nicht vergessen, die Leine mit den Flaggen zu hissen, die ich an Steuerbord in ein Schränkchen gestopft habe. Damit wird das Boot festlich aussehen, wenn wir in den Hafen einlaufen: festlich, stolz und unbeschwert. Ich darf auch nicht vergessen, Maria das Haar zu bürsten und es mit einem Haargummi zusammenzubinden. Frische Klamotten. Vielleicht muss ich ihr schnell noch das Gesicht waschen. Sie muss aussehen, als ob ihr nichts passiert ist. Strahlend muss sie aussehen.

Von der Pflicht aus sehe ich, dass die ovalen Wolken verschwunden sind. Sie haben sich zu einem flachen Gebilde zusammengezogen, das sich dunkelgrau von der Nacht abhebt. Aus ihm erhebt sich eine Kuppel, ein riesiges Wolkenhaupt. Die Wolke beginnt an den Seiten auszufransen. »Eine Böenwalze«, sage ich zu mir selbst. »Da kommt das Unwetter.«

Es fängt an zu regnen. Die Tropfen prasseln so heftig, dass sie kleine Krater in die Wasseroberfläche schlagen. Das Meer bekommt Pockennarben. Über dem Wasser liegt jetzt ein Nebel von auseinanderspritzenden Tropfen. Ich muss die Luke schließen, bevor drinnen alles nass wird. Ich muss Schlechtwetterkleidung anziehen. Mich auf noch mehr Wind gefasst machen.

Ich nehme den Überlebensanzug vom Haken. Lege die Rettungsweste an. Gehe an Deck, halte den Kopf gesenkt. Ich rolle das Vorsegel ein, nehme das Großsegel herunter und binde es auf den Baum, fest wie eine straff gedrehte Zigarette. Dann warte ich auf die Böen. Heftiger Wind ist nicht schlimm, sofern man sich dagegenlehnen kann. Gefährlich sind die Böen. Die halten sich erst zurück und holen dann aus. Warten ab, bis du wehrlos bist.

Ich weiß, wie das abläuft. Mit plötzlicher Wucht stürzen die Böen aus den Wolken und bringen das Boot zum Krängen. Das ist nicht gefährlich, vorausgesetzt, man ist darauf vorbereitet. Ich sichere mich mit einer Leine, damit ich nicht über Bord gehen kann. Stelle mir vor, wie es wohl wäre: das schwarze Wasser, die Kälte, die langsam in den Anzug dringt – einsam muss es sein. Und es bleibt dir nichts übrig, als dich zu fügen.

Durch den tosenden Regen höre ich es gewittern. Es kommt von vorn und hinten gleichzeitig. Mir scheint, als würde ich Blitze sehen, aber es kann auch das Licht des Leuchtturms gewesen sein, das sich am Mast gespiegelt hat. Das Vorsegel flappt, obwohl ich es doch gut befestigt habe. Der Wind zwängt sich zwischen die Stagen und den Mast, das Boot fängt an zu singen.

Ich höre eine Stimme. Es ist das Funkgerät. Es hängt in der Pflicht, sodass ich nicht nach drinnen muss, um den Seefunk zu hören. Auf See haben alle das UKW-Gerät eingeschaltet, schon allein wegen der Wettervorhersagen.

Die Stimme richtet sich an mich. Ich drehe am Regler für die Rauschsperrung und nehme den Hörer, um zu antworten.

»Segeljacht Ismael. Segeljacht Ismael. Segeljacht Ismael. Hier Leitstelle Brandaris. Over.«

Es ist der Leuchtturmwärter auf dem Leuchtturm von Terschelling. Wahrscheinlich hat er mich gesehen und will fragen, was ich vorhabe. Er kennt den Namen meines Boots. Vielleicht hat der kleine Frachter ihn durchgegeben.

»Leitstelle Brandaris. Hier Ismael. Over.«

»Jaana, Ismael. Wir haben Sie hier auf dem Radar. Schon eine Weile. Sie scheinen stillzuliegen. Irgendwelche Probleme? Was haben Sie vor? Over.«

»Naja ... Brandaris. Noch ein Weilchen warten. Auf den Morgen. Ich kann nichts sehen bei dem Regen. Sonst alles in Ordnung an Bord. Over.«

»Ismael – Brandaris. Verstanden. Aber wo Sie da liegen, das ist nicht so günstig für eine kleine Jacht. Nahe an den Sandbänken. Wir können Ihnen bei der Einfahrt behilflich sein. Sicherer geht's nicht. Wir leiten Sie. Wir geben Ihnen den Kurs von einer Tonne zur nächsten und folgen Ihnen auf dem Radar. Wenn Sie möchten. Over.«

»Leitstelle Brandaris – nein, nein ... Noch nicht. Ich warte auf die Morgendämmerung. Das klappt schon. Haben Sie eine Wettervorhersage? Für den Wind? Und eine Wasserstandsmeldung? Over.«

»Ismael – können Sie bitte Abfahrtschafen und Endziel Ihrer Reise durchgeben? Over.«

»Brandaris – Komme aus Thyborøn, in Dänemark. Unterwegs nach Harlingen. Nach Hause, Brandaris. Over.«

»Wie viele Personen an Bord?«

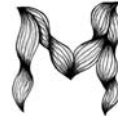
»Zwei, Brandaris. Meine Tochter. Und ich.«

»Das ist ... äh verstanden, Skipper. Zwei Personen. Abfahrt Thyborøn, unterwegs nach Harlingen. Sie bleiben also noch eine Weile dort liegen. Ansonsten kein Verkehr, nachher laufen die Fischer aus, da müssen Sie kurz aufpassen. Wir verfolgen Sie hier auf dem Radar. Falls Sie uns brauchen, rufen Sie uns. Gute Reise noch, Skipper. Brandaris – out.«

»Brandaris – danke. Äh. Brandaris ... der Wind? Wie sieht die Windvorhersage aus?«

»Ismael, der Wind. Moment mal. Vier bis fünf Beaufort, Nord bis Nordost, rückdrehend Südost, später wechselnde Richtungen. Es ist mit schweren Gewitterböen bis Windstärke acht zu rechnen. Unter den Wolken kann es vorübergehend etwas unruhig werden, Skipper, aber danach soll alles still bleiben.«

»Brandaris, vielen Dank. Gute Nacht noch. Ismael – out.«



aria liegt in der Koje im Vorschiff. Sie ist sieben. Sie schläft einen Kinderschlaf. Wenn sie nicht schläft, stellt sie Fragen, so wie Kinder das eben tun. Wenn sie einen Tanker am Horizont fahren sieht, möchte sie wissen, was er geladen hat. Warum ein Tanker Tanker heißt. Warum ein Bohrturm bohrt. Ob Polizeischiffe unterwegs sind, will sie wissen, und warum man sich übergeben muss, wenn man seekrank wird. Sie will wissen, wie oft ich mich auf See schon übergeben musste und ob es eklig ist, Kotze im Mund zu haben. Ob sie selbst später auch noch kotzen wird. Und ob man hinterher wieder Hunger bekommt.

Ich gebe ihr auf alle Fragen eine Antwort, auch wenn ich manchmal selbst keine weiß.

Vor der Ausfahrt aus Thyborøn habe ich Hagar angerufen und ihr erzählt, dass Maria die ganze Zeit nur Fragen stellt. »Das tut sie aus ihrem Selbsterhaltungstrieb heraus«, erwiderte Hagar. »An deine Antworten klammert sie sich fest. Wenn sie keine Fragen stellt, kommt sie durcheinander. Sie ist ein Kind, versteh das doch. Männer verstehen das nicht. Die denken immer, Kinder sind genauso erwachsen wie sie selbst.«

»Sie stellt Fragen, weil sie etwas wissen will«, sagte ich. »Das machen Kinder so. Auf die Art lernen sie etwas.«

»Du verstehst es einfach nicht«, sagte Hagar. »Kinder denken nicht so logisch wie wir. Logisches Denken müssen sie erst noch lernen. Und zwar von uns. Kinder musst du als halb taub und halb blind betrachten. Nur tastend kommen sie voran.«

»Das ist nicht nur bei Kindern so«, sagte ich. »Das ist bei mir auch so. Wir sind alle halb blind und halb taub. Alle Menschen, auch wenn sie sich dessen nicht bewusst sind.«

Ich spüre, wie der Wind anzieht. Das Boot wird durchgeschüttelt, so als würde es jemand hochheben und aufs Wasser zurückfallen lassen. Ein Zittern durchläuft den Mast. Die Fallen, die ich provisorisch daran festgemacht habe, schlagen gegen das Aluminium: däng, däng, däng. Plötzlich ist es sehr laut an Bord.

Die Stirnfalten auf dem Wasser sind verschwunden. Die Wellen werden größer. Es sind kantige, spitze Wellen. Sie ticken an die Außenwände des Boots. Die Segel sind noch unten. Ich müsste eigentlich den Motor anlassen, aber ich tu es nicht.

Dann fängt es an zu hageln. Hagelkörner zerplatzen auf dem Deck – containerweise werden sie aus den Wolken abgeworfen. Als kleine Eisberge treiben sie im Wasser, bis sie schmelzen. Das Wasser ist algengrün

geworden. Büschel von Seegrass kleben am Rumpf, als wollten sie gerettet werden.

Es geht ein starker Wind, aber die Böen bleiben aus.
»Warum kommen die Böen nicht?«

Ich schlüpfte wieder in die Kajüte und öffne vorsichtig die Holztür zu der Koje im Vorschiff. Ich habe Angst, Maria könnte wach geworden sein, vom Hagel, vom Zittern des Mastes. Das Boot ist ein Resonanzkörper, die Hagelkörner klackern wie Murmeln übers Deck. Sogar hier drinnen höre ich die Fallen an den Mast schlagen: däng, däng, däng.

Bestimmt ist sie davon aufgewacht.

Sie hätte mich gerufen, wenn sie aufgewacht wäre. Wenn sie Angst bekommen hätte. Aber ich habe nichts gehört. Vielleicht habe ich wegen des Hagels nichts gehört. Vielleicht war ich zu sehr mit Nachdenken beschäftigt oder mit dem Funkgerät. Vielleicht ist sie auch aufgewacht und gleich wieder eingeschlafen.

Ich mache die Holztür auf und nehme ihren Geruch wahr. Es ist warm hier drinnen. So warm ist es sonst nicht. Wo kommt diese Wärme plötzlich her? Mir wird leicht übel davon. Das muss an der Erschöpfung liegen. Nein, an dem Überlebensanzug. Der ist viel zu dick. Es kommt mir fast vor, als ob ich Fieber hätte. Schweiß auf dem Rücken. Eigentlich etwas übertrieben, dass ich das Ding angezogen habe. Wegen eines kleinen Hagelschauers. Um meiner eigenen Gemütsruhe willen.

»Erst mal raus aus dem Anzug.«

Ich ziehe ihn aus und spähe in die Kojе. Der Schweiß läuft mir jetzt auch über die Wangen. Oder sind es die Hagelkörner in meinem Haar, die schmelzen?

Die Kojе liegt im Dunkeln. Ich suche den Schalter der runden Wandlampe aus Kupfer, aber ich finde ihn nicht. Warum nicht? Nach all den Monaten auf dem Schiff finde ich mich sonst doch blind zurecht.

Das Boot schwankt. Mit der einen Hand halte ich mich am Schott fest, die andere strecke ich tastend in das Dunkel. Ich weiß, wie Maria daliegt, wenn sie schläft. Sie hat den Daumen im Mund und drückt den Eisbären an sich. Ein Plüschtier; sie hat ihn bekommen, bevor wir losgefahren sind. Sie hat lange darum gebettelt. Es gab ihn im Supermarkt in Thyborøn; eher ein Kaninchen als ein Eisbär. »Du hast schon hundertfünfzig andere Kuschtiere«, habe ich gesagt, »da kaufe ich jetzt nicht noch eins.« Aber Maria wusste genau, dass ich es doch tun würde. Wenn sie nur hartnäckig blieb. Und am Ende kaufte ich es tatsächlich.

Väter geben schneller nach als Mütter. Mütter wissen, dass ihr Kind sie vorbehaltlos liebt. Die können sich einiges leisten. Väter müssen sich beweisen. Sie kaufen Eisbären aus Plüsch und hoffen, dass es hilft.

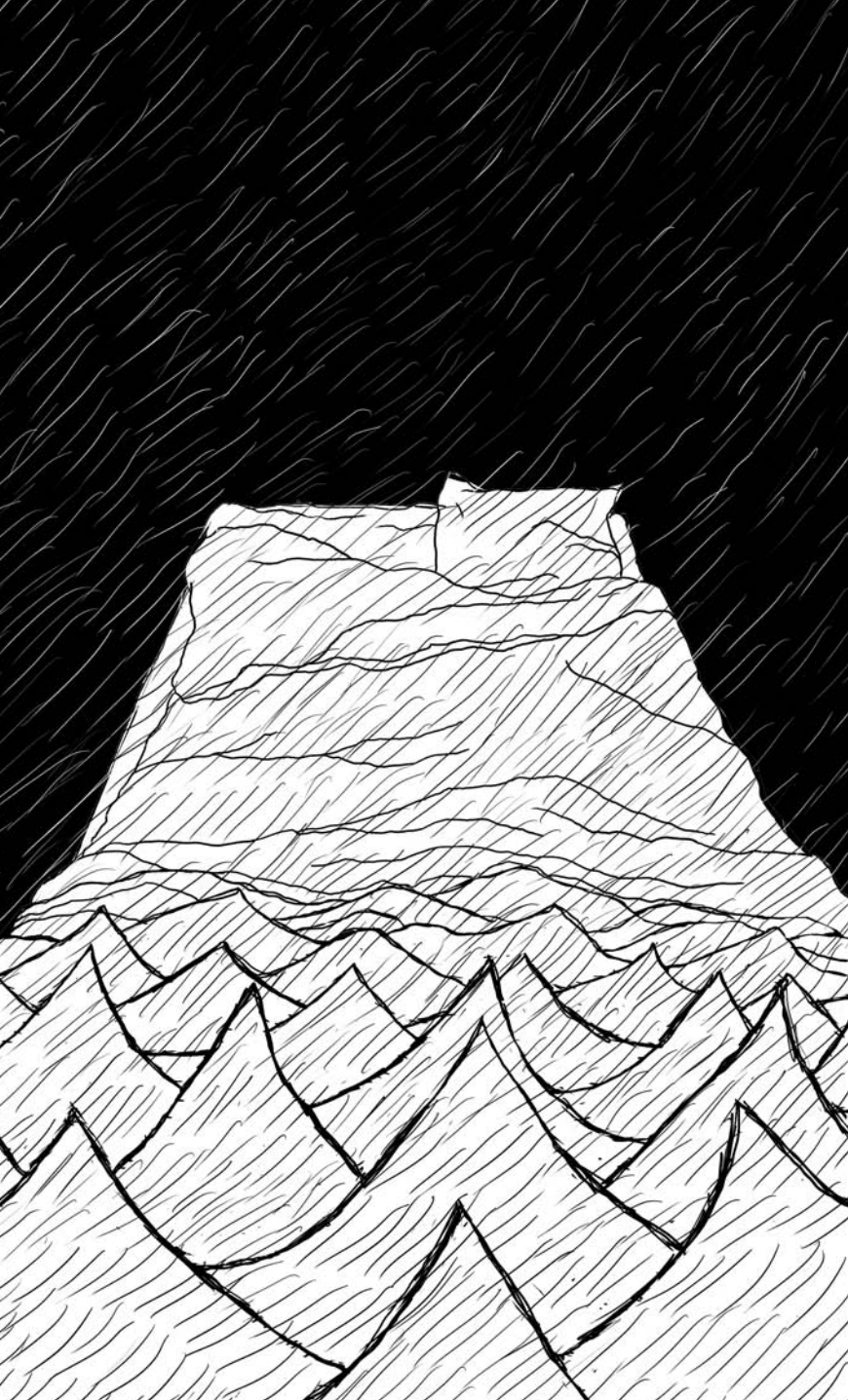
An dem Eisbären hat sie sich festgehalten, in den vergangenen Tagen auf See. Sie hat ihn kaum aus der Hand gegeben. Flappie hat sie ihn genannt. »Flappie, das ist doch eher ein Name für ein Kaninchen«, sagte ich.

»Und ab jetzt ist es auch ein Name für einen Eisbären.«

Schweiß rinnt mir über die Stirn, in die Augen. Ich wische ihn weg.

Maria liegt unter der Decke – ihr ist bestimmt auch warm. Mit der rechten Hand taste ich nach ihr. Sehen kann ich nichts. Sie schwitzt bestimmt genauso wie ich, nur merkt sie es im Schlaf nicht. Ich schiebe die Hand unter die Decke. Ich will sie nur kurz berühren. Ich darf sie nicht aufwecken. Wahrscheinlich hat sie sich eingeeigelt. Ich will ein Bein ertasten, einen Arm, den Rücken, ich will sie ruhig atmen hören, ruhig wie ein Kind. Ihr kurz über die Wange streichen. Das mache ich zu Hause auch immer, jede Nacht, bevor ich selbst ins Bett gehe. Ich bilde mir ein, dass sie dann besser schläft.

Nachher, wenn sie wach wird, wird sie aus der Kojе herauskriechen und gähnen. Sie wird einen Pullover anziehen. Mich mit glasigen Augen anschauen und fragen, ob wir bald da sind. Und ich werde sagen: Ja, bald sind wir da. Sie wird durchs Boot gehen, vorbei an der Kombüse, den Niedergang hinauf. Sie wird über den Hagel und die Gewitterwolke erschrecken; ich werde ihr das Ölzeug anziehen und ihr sagen, dass sie ruhig mit Flappie zusammen in der gemütlich warmen Kajüte bleiben soll. Nachher darfst du dann das Schiff steuern, werde ich sagen. Wenn der Hagel aufhört und es nicht mehr regnet. Wenn die Wolken am



Himmel sich verziehen, die Sonne auf das Boot scheint und Harlingen im Licht des Sommers vor uns liegt.

Ich werde warten, bis der Wind abflaut, den Motor anlassen, den Hörer des Funkgeräts nehmen und den Leuchtturmwärter bitten, mich hineinzulotsen. Zwischen den Sandbänken und Brechern hindurch ins Fahrwasser der Stortemelk. Danach wird es einfach. Danach koche ich Kakao, wir setzen die Segel, und Maria steuert das Boot mit der Flut nach Harlingen, wo Hagar uns erwartet.

Wir werden alle Flaggen hissen, die wir haben.

Es wird die schönste Heimkehr aller Zeiten. Hagar wird am Kai stehen und strahlen. Eine Frau, die darauf wartet, dass ihr Mann und ihre Tochter vom Meer zurückkehren. Noch bevor wir anlegen, werde ich ihr zurufen: Siehst du, Hagar? Siehst du, dass wir es geschafft haben? Und es hat ihr Spaß gemacht, oder nicht, Maria? Sie fand es großartig. Ein Delfin ist mit dem Boot mitgeschwommen, nicht wahr, Maria? Er ist vor dem Bug hin und her gesprungen, echt fantastisch, wir haben Hunderte von Fotos gemacht. He, Hagar! Und Maria ist in der Nordsee geschwommen! Da war es vierzig Meter tief, aber überhaupt nicht kalt, oder? Maria? Und wie sie das Boot lenken kann! Sie hat uns schnurgerade nach Hause gebracht.

Mit den Fotos, die wir unterwegs aufgenommen haben, fülle ich zu Hause ein Album, das größte und teuerste, das ich bekommen kann.

Das Boot bewegt sich, wälzt sich von links nach rechts.

Ich will Maria nur kurz berühren, um sie zu beruhigen. In der dunklen Kojen taste ich mit der rechten Hand unter die Decke, finde aber nichts. Das ist sonderbar. Kurz muss ich mich abstützen, weil das Boot so schwankt. Ich schwitze. Dann versuche ich es noch einmal. Ich mähe mit dem Arm unter der Decke hindurch, ziehe die Decke aus der Kojen heraus, klettere auf die Matratze. Nichts. Sie ist nicht da. Maria ist verschwunden. Und ihr Eisbär auch.